



CZĘSTOCHOWA. Nowa synagoga.

Die Neue Synagoge in Częstochowa, die am 25. Dezember 1939 zerstört wurde. Heute befindet sich an ihrer Stelle die Philharmonie (Tomasza Wilsona 16).

Vorkriegszeit und Zweiter Weltkrieg

Ich wurde in eine Mittelstandsfamilie in Częstochowa, einer Stadt in Polen, hineingeboren. Wir wohnten in der Wałystraße 22, die später in Wilson-Straße umbenannt wurde und von wo aus wir 1933 in die Fabrycznastraße 3 umzogen. Częstochowa hatte damals 120.000 Einwohner, ungefähr 23 % davon Juden, was der größten jüdischen Gemeinde nach denen in Warschau, Łódź, Vilnius, Białystok und Lublin entsprach. Es gab zwei wunderschöne Synagogen, von denen eine hier abgebildet ist. Polnischen Katholiken ist die Stadt noch heute wegen des Schreins der sogenannten „Schwarzen Madonna“ Jasna Góra ein Begriff.

Trotz der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse während der Vorkriegszeit hatten wir eine normale, glückliche Kindheit und wurden dazu erzogen, unsere Eltern, ältere Menschen und einander gegenseitig zu achten und zu respektieren. Man sprach von unserer „goldenen Jugend“, weil wir im Vergleich zu den jungen Leuten anderer jüdischer Gemeinden in einem Umfeld lebten, das von vielfältigen kulturellen Möglichkeiten geprägt war. Es gab mehrere Kinos, Theater, Schulen und zahlreiche andere Angebote. Wir gehörten verschiedenen zionistischen Jugendorganisationen an, besuchten private Feiern und waren in Sportvereinen aktiv. Die meisten von uns führten ein ausgeprägtes, angenehmes Sozialleben.

Im Frühjahr 1938, einer Zeit politischer Auseinandersetzungen mit der Tschechoslowakei, wurde ich in die polnische Armee eingezogen und als Scharfschütze ausgebildet. Meine Kompanie war in Piotrków stationiert, circa achtzig Kilometer von meiner Heimatstadt entfernt. Während der ersten sechs Wochen als Rekruten durften wir die Kaserne nicht verlassen. Michał Nudelman, einer meiner engsten Jugendfreunde, wollte nach einem Briefwechsel mit seinem Namensvetter, der dort lebte, nach Amerika auswandern. Da er wusste, dass ich nicht zu seiner Abschiedsfeier kommen konnte, kam er extra nach Piotrków, um sich zu verabschieden. Zur damaligen Zeit war das mit großen Mühen verbunden.

Nach dem Abschluss der Ausbildungsphase wies man mir eine Schreibtätigkeit im Kompaniebüro zu, ein Privileg für einen Juden im Polen der Vorkriegszeit. Fast jedes Wochenende konnte ich nach Hause fahren, um meine Familie zu besuchen und mit Freunden zu feiern.



Sommerlicher Ausflug mit der zionistischen Jugendbewegung Hanoar Hazioni.
Józef steht hinten, zweite Person von rechts.



Party in Częstochowa, 1938/39.
Józef tanzt mit Judessa Szczekacz
(1909–1942); dahinter Reisman,
rechts Abram Moszek Fiszpan
(1915–1999).



Winterspaziergang
in Częstochowa:
Józef mit A. Fiszpan.



Freunde beim Schlittschuhlaufen.
Von rechts: N. Miska, Dawid Wiśnicki, Michał Nudelman, Lenny Palmer (1917–2012).



Party im Hause Szczekacz. Hinten stehen von rechts: Wyszynska, Józef Wiśnicki,
Langner, Michał Nudelman, die Gastgeberin Judessa Szczekacz und Dawid Wiśnicki.
Am Tisch sitzt Moszek Szczekacz (1897–1942) mit Tochter Henia (1930–1942).



Józef als Soldat, ca. 1939.

Nach eineinhalb Jahren hätte ich eigentlich entlassen werden sollen. Stattdessen stand ich am 1. September 1939 um fünf Uhr morgens in der vordersten Verteidigungslinie und kämpfte gegen die Deutschen. Obwohl von unserer Seite aus kaum ein Kampf stattfand, denn wir wurden von Anfang an überrannt: von ihren Panzern überrollt, von ihrer Artillerie in Grund und Boden geschossen und von ihren Fliegern schonungslos bombardiert. Es dauerte nicht lange, da hatten sie uns zerstreut, und jeder Soldat war auf sich gestellt. Ich schloss mich mit ein paar anderen zusammen, wir beschlagnahmten einen Pferdewagen und zogen uns Richtung Ostpolen zurück, wo wir uns in der Nähe von Lublin neu formieren sollten. Währenddessen attackierten die deutschen Kampfflug-

zeuge fortwährend unsere Straßen, töteten die flüchtende Bevölkerung und erzeugten Chaos und Verwüstung. Um den Luftangriffen zu entgehen, ließen wir den Wagen zurück und flohen zu Fuß von Dorf zu Dorf weiter. Nachts schliefen wir in Scheunen, wo die Bauern uns mit Lebensmitteln versorgten.

Nach mehreren Tagen auf der Flucht erreichte ich Radom, eine circa achtzig Kilometer östlich gelegene Stadt. Ich beschaffte mir bei einer Waffenfabrik ein nagelneues Fahrrad und fuhr damit über Dęblin bis nach Lublin, dem Zielort unserer Neuformierung. Dort war allerdings alles zerstört und nirgendwo polnisches Militär in Sicht. Also setzte ich meinen Weg fort, bis ich Chełm erreichte, die erste von den Sowjets besetzte Stadt. Hier war mein Leidensweg noch nicht zu Ende. Noch immer in polnischer Uniform, wurde ich von den örtlichen Truppen verhaftet und zusammen mit anderen Soldaten im Schulgebäude festgehalten, von wo ich als Kriegsgefangener in ein Lager in der Sowjetunion gebracht werden sollte. Auf der Suche nach einer Fluchtmöglichkeit freundete ich mich mit einer der Wachen an, ebenfalls ein Jude. Ich erzählte dem Mann, ich solle einem Uhrmacher in Chełm, an dessen

Namen ich mich nicht mehr erinnere, Grüße von einem gemeinsamen Freund, einem Zahnarzt in Lublin, überbringen. Er ging zu ihm, worauf der Uhrmacher seine örtlichen Kontakte nutzte und mich frei bekam.

So schnell wie möglich verließ ich Chełm, das ein paar Tage später von den Sowjets an die Deutschen übergeben wurde; nun bildete der Fluss Bug die Grenze. Dieses Mal stieg ich in einen Güterzug, das einzige noch verfügbare Transportmittel, und fuhr nach Kowel, Łuck und schließlich Lemberg.

In Lemberg

Inzwischen war es schon Mitte November 1939. In Lemberg, damals eine der fünf größten Städte Polens, kannte ich niemanden, und mit gerade einmal 82 Groszy in der Tasche, orientierungslos und fern von meiner Familie, fühlte ich mich völlig verloren. Auf der Hauptstraße stieß ich auf weitere Flüchtlinge, die mir die Adresse einer Synagoge in der Zamarstynowskastraße nannten, wo es warme Mahlzeiten gab. Dort blieb ich einige Tage, schlief nachts zusammen mit anderen Zuflucht Suchenden auf den hölzernen Bänken. Irgendwann bemerkte ich, dass einige von ihnen die Synagoge morgens gegen sechs verließen. Neugierig, wohin sie so früh wollten, folgte ich ihnen.

Wir gelangten zu einer schmalen Seitenstraße, die von der Kazimierzowskastraße abzweigte und zur Legionówstraße, einer der Hauptgeschäftsstraßen, führte, in der ausschließlich mit Tuchwaren gehandelt wurde. Dort stellten sie sich an, um Anzugstoff zu kaufen. Ich reihte mich in die Schlange der Wartenden ein und befand mich bald an dritter Stelle. Allerdings, und das war ein Problem, hatte ich kein Geld. Was also tun? Hinter mir stritten die Leute miteinander, versuchten sich näher zum Eingang des Geschäftes zu drängen. Das brachte mich auf eine Idee. Ich sprach einen Mann an, der weiter hinter mir in der Reihe stand, bot ihm für 10 Złoty meinen Platz an, den Gegenwert des Einkaufs, und wir waren beide zufrieden. Am nächsten Morgen kehrte ich zurück, erstand selbst ein Stück Stoff und verkaufte es gleich wieder für das Doppelte. Jetzt hatte ich zwanzig Złoty, genug, um mir einen Zivilanzug zuzulegen.

Am Abend setzte ich mich in der Synagoge auf eine Bank und dachte an meine Familie. Ich überlegte, was wohl zu Hause passierte und was ich als



Die 1846 fertiggestellte Tempel-Synagoge in Lemberg, in der Józef vermutlich Zuflucht fand. Im Juli 1941 wurde sie gesprengt. Foto um 1860.

Nächstes tun sollte. Eine junge Frau, die in der Küche aushalf, setzte sich zu mir. Sie stellte sich als Sianka Segal, Krankenschwester im örtlichen Kinderkrankenhaus, vor und begann eine Unterhaltung. Wir unterhielten uns lange, und ich erwähnte unter anderem, dass ich sonst was dafür geben würde, einmal baden oder mich zumindest waschen zu können. Zu meinem Erstaunen eröffnete sie mir diese Möglichkeit und bot mir an, sie bei ihren Eltern zu besuchen. Ich war gerührt. Es war Freitag, vor dem Sabbatmahl, und ich konnte nicht nur ein Bad nehmen, ich bekam auch frische Unterwäsche und die Familie lud mich zum Abendessen ein und bot mir an, über Nacht zu bleiben. Herr Segal und sein Sohn, so erfuhr ich, waren Tischler von Beruf und arbeiteten in einem teilweise ausgebombten Gebäude, in dem ein sowjetisches Ingenieurbüro untergebracht war. Beim Abendessen schlug mir der Vater vor, sie dorthin zu begleiten, um mir eine Arbeit zu suchen. Außerdem könne ich bei ihnen wohnen, bis ich Fuß gefasst hätte. In dem Moment war es mit meinem Stoffhandel vorbei. Ich akzeptierte das großzügige Angebot gerne, und am darauffolgenden Montag gingen wir zusammen zu ihrer Arbeitsstelle und ich nahm die erste Beschäftigung an, die ich bekommen konnte, den Posten eines Pförtners. Das sollte ich als Anfang sehen, riet man mir, der vielleicht zu einer besseren Anstellung führen könne. Und tatsächlich, schon einige Tage

darauf rief mich Herr Rathpan, der Leiter der Einkaufsabteilung, in sein Büro. Er war Jude, kam aus Kiew und war, wie ich später erfuhr, *nicht* Mitglied der Kommunistischen Partei. Nachdem er mir einige Fragen zu meiner Person gestellt hatte, beauftragte er mich, ihm bei der Leitung eines Baumateriallagers zu helfen. Mein Anfangsgehalt betrug 400 Rubel im Monat, mehr als erwartet. Ich wohnte weiterhin bei der Familie Segal, konnte nun aber für Kost und Logis bezahlen.

Eines Abends, als ich von der Arbeit zurückkam, spielte Sianka, die Tochter des Hauses, mit einer Armbanduhr und ließ sie auch noch vor meiner Nase baumeln. Ich traute meinen Augen nicht, es war meine Uhr von zuhause. Plötzlich erschien Dudek, mein Bruder, der sich im Nebenzimmer versteckt hatte. Er war gekommen, um mir Winterkleidung und die Uhr zu bringen. Mir fehlten vor Rührung die Worte. Er erzählte mir, wie er illegal die deutsche Grenze zur sowjetischen Seite überquert hatte, eine äußerst riskante Angelegenheit, und in Lemberg durch die Straßen gelaufen war, um die Leute nach mir zu fragen. Wir setzten uns zusammen und sprachen über die Lage auf beiden Seiten der Grenze. Überlegten, ob wir mit unseren Eltern von zuhause fortgehen und unter den Sowjets leben oder ob ich mit ihm zurückkehren sollte. Wir beschlossen abzuwarten, die Sache noch eine Weile zu beobachten, und er machte sich wieder auf den Heimweg, überquerte erneut die gefährliche Grenze, während ich zurückblieb. Einige Wochen darauf beförderte Herr Rathpan mich und übertrug mir die Leitung des Einkaufs von Baumaterial aus sämtlichen umliegenden Ziegelfabriken und gleichzeitig die Verantwortung über dreißig Lastwagen, die es zu verschiedenen Baustellen befördern sollten.

Im Frühjahr 1940 ordnete das Volkskommissariat für innere Angelegenheiten (NKWD) an, dass alle Einwohner sich dort melden sollten, um einen sowjetischen Pass zu erhalten. Den Flüchtlingen aus dem westlichen Teil des ehemaligen Polen, die keine kriegsrelevante Arbeitsstelle hatten, gab man einen Ausweis, auf dem der sogenannte Paragraph 11 vermerkt war. Sie durften nicht länger



Józef mit seinem Bruder Dawid / Dudek in Lemberg 1939; sie nahmen dieses Foto auf, um ihren Eltern zu versichern, dass Dawid seinen Bruder gefunden hatte.

in einer größeren Stadt wie Lemberg leben und mussten hundert Kilometer weit von der Grenze wegziehen.

Ich fühlte mich sicher, denn die Firma, bei der ich angestellt war, versorgte das Militär mit Baumaterial, weshalb wir von dieser Anordnung ausgenommen wurden. Wir bekamen eine schriftliche, vom Polizeichef unterzeichnete Bestätigung, aus der hervorging, dass wir auf der Liste derjenigen standen, die Papiere ohne diesen Paragraphen erhalten sollten. Ich half zweien meiner Freunde, Herrn Freiermayer und Herrn Spitz, auf deren Ausweis der Paragraph 11 vermerkt war, indem ich sie zu meinen Assistenten im Depot in Kurowice erklärte, einem Ort in der Nähe von Lemberg. Es wurde ebenfalls angeordnet, dass diejenigen, die in ihre inzwischen von den Deutschen besetzte Heimat zurückkehren wollten, sich registrieren lassen mussten, was mehr als 95% der Flüchtlinge taten, mich eingeschlossen. Jetzt fühlte ich mich nicht mehr sicher.

Am 3. Juni wurde uns klar, dass man uns getäuscht hatte. In jener Nacht und in den zwei darauffolgenden Nächten verhaftete die sowjetische Polizei mithilfe der Liste Rückkehrwilliger alle, die sie in ihren Häusern antraf, brachte sie zum Bahnhof und deportierte sie als Staatsfeinde in Güterwagen nach Sibirien oder sonst irgendwohin in die tiefste Sowjetunion. Da sie die Menschen immer nur nachts verhafteten, versteckte ich mich in dieser Zeit in verschiedenen Ziegelfabriken. Nach drei Tagen nahmen die Deportationen ein Ende, wer dann noch zurückgeblieben war, wurde verschont. Ich hielt Kontakt zu meinen Eltern und unterstützte sie, da ich eine gut bezahlte Anstellung hatte, finanziell. Zu diesem Zweck gab ich hilfsbedürftigen Freunden in Lemberg einen bestimmten Betrag, den deren Eltern dann zu Hause in gleicher Höhe an meine Eltern auszahlten.

Am 22. Juni 1941 fielen die Deutschen in die Sowjetunion ein. Neun Tage später sah ich sehr früh am Morgen in Lemberg die erste Kompanie durch die Janowskastraße marschieren, Ukrainer, die für die Deutschen kämpften. Kaum waren sie da, wurde das Leben zur Hölle. Die Juden mussten Armbinden mit Davidstern tragen, wenn sie sich im Freien aufhielten. Nicht selten trieben die Ukrainer als Handlanger der Nazis sie zusammen, beförderten sie in Lastwagen aus der Stadt und erschossen sie kaltblütig. Ich lebte in ständiger Angst und verbarg meine Identität, indem ich die Armbinde nicht trug.

Ungefähr eine Woche später traf ich einige meiner früheren polnischen Kollegen, Architekten und Bauingenieure, alles Nichtjuden. Sie gründeten ein Ingenieurbüro mit Baustoffhandel und baten mich, ihnen dabei zu helfen,

Material für den Wiederaufbau des Bahnhofs von Lemberg zu beschaffen. Ich stimmte zu und wurde innerhalb weniger Wochen ein relativ wohlhabender Mann.

Im November desselben Jahres richteten die Deutschen ein Ghetto für die jüdische Bevölkerung ein. Die Lage wurde sehr gefährlich. Am Übergang zum Ghetto nahe der Kleparowska- und der Zamarstynowska-Brücke verhafteten die deutschen und ukrainischen Wachen grundlos Juden und beförderten sie in Lastwagen in ein Internierungslager in der Janowskastraße 144. Wer sich widersetzte, wurde auf der Stelle erschossen. Es war an der Zeit, dass ich mich absetzte. Mithilfe polnischer Freunde organisierte ich mir eine Reiseerlaubnis als polnischer Eisenbahninspekteur und verließ Lemberg am Weihnachtsabend 1941. Ich machte mich auf den Heimweg zu meinen Eltern, dieses Mal jedoch als Pole und in einem Personenzug.



Plan des Ghettos von Lemberg, im November 1941 in Lemberger Zeitungen publiziert.